Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die **Expedition** zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 372. **Montag** den 23. Juli 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 23. Juli.

Die Erörterung der Frage, ob **gesetzgeberische Maßnahmen gegen die revolutionaire Agitation** zu ergreifen seien, ist neuerdings durch eine Anzahl Tagesblätter wieder etwas belebt worden. Die Officiösen der „Nordd. Allg. Ztg." und der sie paraphrasirenden „Frankfurter Zeitung" haben sich dabei das fragwürdige Verdienst erworben, die Angelegenheit, die wie nur irgend eine streng sachliche Behandlung verlangt, mit den innerpolitischen Machtfragen zu verquicken. Die Forderung nach energischer Bekämpfung der deutschen Gesinnungsgenossen der Lega und Caserio soll ihre Quelle in dem Wunsche haben, den „leitenden Staatsmännern des Reiches eine Schlappe zu bereiten". Neben dieser Unterstellung läuft die Andeutung einher, das frühere Socialistengesetz habe nur der Angst des Fürsten Bismarck vor Attentaten auf seine Person seine Entstehung zu verdanken gehabt. Demnächst wird man uns wohl mit der Entdeckung überraschen, die Politik von 1864, 66 ꝛc. sei nur gemacht worden, weil die schlechten Nerven des Herrn v. Bismarck-Schönhausen gekitzelt sein wollten. Wenn dieses journalistische Treiben wirklich bestellte Arbeit sein sollte, so wird man die Kennzeichnung der Männer, denen angeblich eine „Schlappe bereitet werden soll", als „Staatsmänner", für ungerechtfertigt ansehen müssen. Wie immer man über die Zweckmäßigkeit weiterer gesetzlicher Schranken gegen die Umsturzbestrebungen denken mag, jedenfalls handelt es sich hier um eine große politische Frage, und eine solche unter dem Gesichtspunct der Sicherheit des Ministerportefeuilles zu beantworten, würde das Gegentheil von staatsmännischer Auffassung der Dinge verrathen. Nach unserer Empfindung machen sich „Nordd. Allgem. Zeitung" und „Frankf. Ztg." einer Verleumdung der Absichten des Grafen Caprivi schuldig, wenn sie ihn als auf einen persönlichen Standpunct gegenüber dem Verlangen nach Maßregeln gegen Anarchismus und Socialdemokratie stehend schildern. Für die verantwortlichen Leiter der Regierung kann nur Eines bestimmend sein: die Nützlichkeit oder Zweckwidrigkeit der vorgeschlagenen Action. Ist sie von der Nützlichkeit überzeugt, so darf sie vor der Auflösung eines in der Ablehnung verharrenden Reichstags selbst dann nicht zurückschrecken, wenn sie des Ergebnisses der Neuwahlen nicht sicher ist. Eine solche Sicherheit besteht niemals, und hat insbesondere im Mai 1893 nicht bestanden, als der Reichstag wegen des Widerstandes gegen die Heeresverstärkung aufgelöst wurde. Wie wenig damals eine „Schlappe" ausgeschlossen war, hat die knappe Mehrheit für die Militairvorlage nachträglich dargethan. Auch das Tivoli-Programm, welches — nach officiöser Darstellung — die Reichsregierung trotz des Muthes der Kaltblütigkeit so sehr scheuen soll, war zu jener Zeit schon proclamirt.

Obgleich die Leiter der socialdemokratischen Streikcommissionen wiederholt dringend vor unbedachten **Streiks** gewarnt und obgleich auf dem Gebiete der Lohnbewegung in diesem Jahre kein einziger Sieg der Arbeiter zu verzeichnen ist, so ist doch zur Zeit an größeren und kleineren Streiks kein Mangel. Es ist eben der Geist des Widerspruchs und des Hochmuths — wir erinnern nur an die Stettiner „Braven" — unter den Arbeitern so stark, daß die besonneneren Führer nicht mehr zur Geltung kommen. Nennenswerthe Streiks bestehen, abgesehen von den verschiedenen Bierboykotts, in Oldenburg (Arbeiter der Glashütte, für wöchentliche Unterstützung sind 2000 ℳ nothwendig) und Schlotheim in Th. (Seiler). Kleine Ausstände sind zu verzeichnen in Leipzig (Drucker bei Wezel und Naumann), Berlin (Schuhmacher in einer Anzahl größerer Werkstätten), Nürnberg (Former), Bremen, Delmenhorst, Fürth, Hof u. s. w. (Tischler in mehreren Werkstätten), so daß insgesammt die Socialdemokratie immerhin mit den ausgesperrten Brauarbeitern für 3000 „Genossen" zu sorgen hat, also jede Woche ungefähr 30 000 ℳ aufbringen muß. Die Brandschatzungen in allen Fabriken und Cantinen (Sammellisten) sind deshalb an der Tagesordnung. Es wird auch hierbei ein terroristisches Vorgehen nicht immer vermieden. Hand in Hand mit der Lohnbewegung gehen die zahlreichen Congresse. So werden die Schuhmacher sich am 22. August in Erfurt versammeln, die Zuschneider am 29. und 30. Juli in Berlin zusammenkommen, die Metallarbeiter des Herzogthums Braunschweig am 12. August ihre Conferenz haben. Die Partei- und Kreisconferenzen aufzuführen, hieße fast die Namen der deutschen Wahlkreise abschreiben. Auch da, wo sonst noch niemals die Socialdemokratie sich versammelt hat, ruft sie ihre Getreuen zu einer Besprechung zusammen, wie in Plattling (Bayern). Es ist zur Zeit bei den Socialdemokraten eine Regsamkeit, die sich die bürgerlichen Parteien nur zum Muster nehmen können.

Zwischen dem großen **englischen** Bergarbeiterbund und den Zechenbesitzern ist es in Folge des mitgetheilten, von den Vertretern beider Parteien abgeschlossenen Uebereinkommens zu einem zweijährigen Waffenstillstand gekommen. Vom ersten August dieses Jahres bis zum ersten Januar 1896 werden die Löhne unverändert bleiben und 30 Procent über dem als Normalmaß angenommenen Lohnsatz von 1888 sein; ferner werden vom ersten Januar bis ersten August 1896 die Löhne von einem Einigungsamt festgesetzt werden innerhalb der Grenzen von 30—45 Procent über jenen 1888er Normallohn. Durch dieses Abkommen wird die Kohlenindustrie des Landes auf ein paar Jahre hinaus auf eine sichere Basis gestellt und vor Lohnkämpfen bewahrt. Allerdings sind es die Bergarbeiter, welche den augenblicklichen Nachtheil haben, da der neue vereinbarte Lohn gegen 7 Proc. niedriger ist, als der seit 1891 gezahlte, und unter den Arbeitern ist deshalb eine große Minderheit mit dem Vorgehen der Führer nicht einverstanden. Allein die Letzteren konnten nicht besonnener und klüger handeln, denn die Grubenbesitzer hatten bereits beim Einigungsamt einen Antrag auf eine noch erheblichere Lohnkürzung gestellt, das Amt würde ihnen im Hinblick auf die gegenwärtigen Kohlenpreise wahrscheinlich recht gegeben haben, und wenn sich die Arbeiter nicht gefügt hätten, wäre es abermals zu einem Streik gekommen, der wieder mit einer schweren Niederlage der Bergleute geendet hätte, da dieselben sich noch keineswegs von dem finanziellen Ruin des vorjährigen Streiks erholt haben. Insofern aber ist das zu Stande gekommene Compromiß für die Bergarbeiter von größter Bedeutung, als es ihnen, wonach sie so lange gestrebt, einen „Minimallohn" auf zwei Jahre hinaus sichert.

Mehr als nöthig, erregen die Bemühungen des Herrn Bonghi im Interesse einer **französisch-italienischen** Versöhnung in Italien Aufsehen. „Folchetto" ereifert sich darüber, daß Bonghi mit Geldern des Journalisten-Vereines, der ihn zum Preßcongresse nach Antwerpen sendete, persönliche Reclamezwecke verfolgen durfte und findet es äußerst unstatthaft, daß ein Italiener im Auslande seine Regierung verdächtige und ihr im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung, die durchaus francophil sein solle, kriegerische Absichten ansinne, was ganz und gar eine Lüge sei. Davon abgesehn, sei Bonghi Staatsbeamter, der schon aus Anstand sich vor gewissen unbedachten Urtheilen hüten sollte. Die „Tribuna" nennt Bonghi einen einsamen Sonderling, dessen Worte zu den französischen Thaten wenig stimmen; während er von der Liebe Italiens zu Frankreich spreche, würden italienische Arbeiter verfolgt, gehetzt, geschlagen, und selbst hervorragende Pariser Blätter schreiben unverblümt, daß zwischen Italien und Frankreich eine Verständigung unmöglich sei. In der That wird das Liebeswerben Bonghi's, des Sprechers einer verschwindend kleinen Gruppe auf Montecitorio, in Paris sehr wenig gewürdigt. Viele Blätter nehmen sich nicht einmal die Mühe, seine Erzählung von der Audienz bei Casimir Perier zu reproduciren, und diejenigen Organe, welche die Sache einer Besprechung unterziehen, bemerken mit Recht, daß Bonghi eigentlich nur in seinem eigenen Namen spricht. „Die Initiative des Deputirten der Basilicata gereicht ihrem Urheber zur Ehre", schreibt der „Jour", „aber sie entspricht leider der Wirklichkeit nur in geringem Maße. Die Schritte, welche Herr Bonghi behufs Annäherung der beiden Nationen thut, verdienen Anerkennung, haben aber wenig Aussicht auf Erfolg. Herr Bonghi ist nicht ein officieller Sendbote des Quirinals; er bringt in seinem Handkoffer nicht die Präliminarien eines Vertrages, sondern er ist nur ein Reisender, der Frankreich liebt und keine Gelegenheit versäumt, es zu sagen, und wir dürfen in ihm nichts Anderes sehen." Das ist erfreulich, von weit größerem Belang aber ist die Erklärung Bonghi's, weder er noch Casimir Perier hätten in der vielbesprochenen Unterredung ein Wort über den Dreibund geredet, eine Erklärung, die den entrüsteten Artikeln einiger Dreibund-Blätter über den Präsidenten der französischen Republik allen Boden entzieht, und man kann nur bedauern, daß nicht ein sofortiges Dementi von officiöser französischer Seite erfolgt ist. Bei Allem, was man von Casimir Perier weiß, mußte die ihm zugeschriebene eminent taktlose Aeußerung von vornherein höchst zweifelhaft erscheinen, denn sie widerspricht in gleicher Weise den entschieden friedlichen Gesinnungen des Präsidenten, seinen herzlichen Dankeskundgebungen anläßlich des Gnadenactes des deutschen Kaisers und der augenblicklichen Auffassung maßgebender Kreise der Republik von dem Verhältniß zu Deutschland, das, wie Baron Courcel wenige Stunden vor dem Besuche Bonghi's bei Perier in der Kammer geäußert hatte, auf colonialem Gebiete vielfach das der Interessengemeinschaft sei. Sein volles Vertrauen auf die Erhaltung des Friedens in Europa wird der französische Staatschef dem italienischen „Friedensschwärmer" zweifellos ausgedrückt haben, das eingeschobene „trotz des Dreibundes" kommt auf Rechnung des auf den Chauvinismus eines großen Bruchtheils seiner Leser Rücksicht nehmenden Berichterstatters des „Journal de Débats".

Ueber das Treiben italienischer Anarchisten in **Indien** bringt die „Kölnische Volkszeitung" folgende Mittheilung aus Jhansi in Indien vom vorigen Monat: Vor einiger Zeit kam ein Italiener, mit Namen Dominichette, hier an und miethete ein kleines Haus, etwas außerhalb der Stadt gelegen. Bald wohnte er nicht mehr allein; zwei andere Italiener waren nämlich nachgekommen, des Namens Galiguani und Paravicenni. Es stellte sich später heraus, daß der Letztere unter dem Namen El Maestro eine bekannte anarchistische Persönlichkeit ist. Was diese Drei in der Wohnung getrieben, und warum sie ihren Aufenthalt in Jhansi genommen, darum hätte sich wohl Niemand gekümmert, wenn es der Polizei nicht aufgefallen wäre, daß Maestro oft nach Bombay reiste. Eine jetzt vorgenommene Haussuchung ergab, daß die drei Italiener eine Bombenfabrik daselbst eingerichtet hatten. Die fertigen Bomben wurden jedesmal von Maestro nach Bombay gebracht, wahrscheinlich, um durch andere Eingeweihte nach Europa geschafft zu werden. Zwei der Italiener wurden sofort festgenommen; der Dritte jedoch, welcher sich wieder auf der Reise nach Bombay mit „Waare" befand, ist noch frei.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 22. Juli. Nach einer mehrfach für officiös gehaltenen Auslassung, welche an die Behandlung des deutschen Zuckerimports durch Nordamerika anknüpft, erkennt auch die Reichsregierung jetzt an, daß es wünschenswerth sei, die auf sehr unklarem Rechtsboden stehenden Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Nordamerika in ein festes und unzweideutiges Verhältniß zu bringen. Es müsse im Interesse beider Länder liegen, wenn hier völlige Klarheit und vertragsmäßig festgelegte Normen geschaffen werden. Es scheint also, daß die Reichsregierung jetzt in dieser Hinsicht Schritte zu thun gedenkt. Es ist in der That sehr wünschenswerth, nicht nur ein festes und geregeltes, sondern auch ein für uns günstigeres handelspolitisches Verhältniß zu den Vereinigten Staaten zu Stande zu bringen. Unser jetziges Verhältniß zu Amerika ist ungünstiger als das zu irgend einem anderen Lande, und es ist schwer verständlich, wie man, ohne vertragsmäßig dazu verpflichtet zu sein, einem so wichtigen Getreideausfuhrlande die ermäßigten Kornzölle, die andere Länder mit Zugeständnissen auf industriellem Gebiet verkaufen mußten, ohne jede Gegenleistung gewähren konnte, um dadurch fortgesetzt neue zollpolitische Mißhandlungen einzutauschen. Ein Zollkrieg ist bei einem ernsten Versuch, ein billiges und festes Verhältniß herzustellen, nicht gleich zu befürchten. Amerika hätte einen solchen noch mehr zu scheuen als wir, da seine Ausfuhr nach Deutschland an Gewicht und Werth die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten erheblich übersteigt.

* **Berlin**, 23. Juli. Die Zwölfercommission des socialdemokratischen Gast- und Schankwirthe-Vereins hatte am Freitag nach dem „Elysium" eine öffentliche Versammlung sämmtlicher Gast- und Schankwirthe Berlins und der Umgegend einberufen. Es waren, der „Nat.-Z." zufolge, circa 800 Personen da, in der Mehrzahl arbeitslose „Genossen" aller möglichen Berufsarten. Von den Gast- und Schankwirthen Berlins und der Umgegend waren — mit Ausnahme einiger Wirthe, welche sich informiren wollten — nur diejenigen vertreten, welche streng zur socialdemokratischen Parteifahne halten. Der Verlauf der Versammlung bewies, daß es der socialdemokratischen Biercommission nur darum zu thun war, für das boycottfreie Bier mehr Abnehmer zu gewinnen. Das Geschäft in boycottirtem Bier ist nämlich schlecht gewesen, selbst die zielbewußtesten „Genossen" sollen lieber Wasser trinken, als das ganz junge, zudem noch schlecht behandelte Bier. Der in der Versammlung anwesende Saalbesitzer Joël, Besitzer der Andreas-Festsäle, wurde gefragt, was man ihm denn gethan habe, daß auch er sich den Localverweigern angeschlossen habe. Als Herr Joël bemerkte, daß der unerhörte Terrorismus der Socialdemokraten ihn dazu veranlaßt habe (man habe von ihm verlangt, daß er auch den bei ihm verkehrenden bürgerlichen Gesellschaften das von diesen begehrte Bier nicht vorsetzen dürfe, daß auch diese das von der socialdemokratischen Biercommission verordnete Bier trinken müßten, was sich kein Gast und auch kein Gastwirth gefallen lassen könne), wurde er durch fortgesetzte Zwischenrufe am Weitersprechen verhindert und kehrte hierauf mit einigen anderen Gastwirthen der Versammlung den Rücken.

— Die Neuordnung des Mädchenschulwesens wird, wie die „B. Z." erfährt, den Abschluß neuer Vereinbarungen, betreffend das Mädchenschulwesen, zwischen Preußen und einigen Bundesstaaten zur Folge haben.

Feuilleton.

Thermidor.

2] Erzählung von Julius Rehlheim.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Und nun gewährt mir eine Bitte," fuhr Fanchon fort, ganz nahe an das Lager der Kranken heraustretend. „Erlaubt, daß ich das Kind für diese Nacht mit mir nehme. Ohnehin bedürft Ihr der Ruhe, und die Kleine stört Euch. Morgen bringe ich Euch die kleine Heidin wieder als ein Christenkind. Nicht wahr, Ihr gebt sie mir mit? In Fanchon's Stimme zitterte eine ängstliche Befangenheit, ihre Bitte abgeschlagen zu sehen.

Die Kranke schien auch wirklich einen Augenblick unentschlossen. Dann aber willigte sie ein.

„Aber morgen gleich nach der Taufe bringt Ihr mir meine Hebe zurück?" fragte sie dringend.

„Eure Adrienne!" verbesserte die junge Frau.

„Aber wie bringt Ihr die Kleine von hier fort?" fragte die Kranke besorgt.

„Auf diesen meinen Armen!" rief Fanchon. „Ich bin kräftig und gesund." Und sie hüllte das kleine Mädchen, das schläfrig zu werden anfing, und dessen Augenlider sich langsam zu schließen begannen, in ihr Tuch ein.

„Schlaft wohl, Dolores, und seid unbesorgt! Ich wache über Eurem Kinde!"

Und eilig, als ob ihr der schwererrungene Schatz wieder abgenommen werden könne, machte sich Fanchon mit ihrer für sie kostbaren Bürde davon. Kopfschüttelnd folgt ihr Mutter Margot, leise und besorgt vor sich hinflüsternd: „Ob ihr die Last, welche sie sich da aufgeladen, nur nicht zu schwer wird."

Zweites Capitel.

Wie reizend die kleine Hebe in ihrem, von Fanchons geschickten Händen improvisirtem Taufkleidchen aus weißem Mull, mit rosenfarbigen Bandschleifen verziert, aussah! Das blauschwarze, in natürlichen Locken sich kräuselnde Haar — welches an Glanz und Farbe an das seiner Beschützerin gemahnte — strömte einen leisen Duft von Reseda aus, und das liebliche Kindergesicht strahlte vor Lust und Glück über die Bewirthung und die Liebkosungen ihrer jungen Pathin.

Als am Abend die beiden Frauen die neue „Christin" ihrer Mutter zurückbrachten, flog ein Schimmer von Glück über ihr bleiches, hageres Gesicht. „Adrienne!" hauchte sie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Die Kleine aber mit der Gedanken- und Treulosigkeit der Kinder strebte nur Fanchon zu, streckte ihre Aermchen nur nach ihr hin und brach in heftiges Weinen aus, als sich ihre Pathin anschickte, das ärmliche Zimmer zu verlassen.

Dolores, welche dieses Gebahren ihres Kindes mit schmerzlichem Lächeln mit ansah, sagte nicht ohne Bitterkeit: „Sie liebt das Neue . . . das Schöne, wie ihr Vater! Bei mir sieht sie nur Elend und Schmerz. Ich fühle mich heute wieder recht schlecht, und wenn Ihre Güte, Madame, sich noch diese Nacht mit der kleinen Adrienne belästigen wollte . . ."

„Gern, o gern!" rief Fanchon mit kaum zu bewältigender Freude und hob das Kind vom Bett der Kranken, um es auf ihrem Schooß zu halten.

Mutter Margot runzelte die Stirn.

„Gewöhnt Euch nicht allzusehr an das Kind, Fanchon", warnte sie, „es würde Euch sonst zu wehe thun, es wieder lassen zu müssen."

Statt aller Antwort drückte Fanchon die Kleine nur noch fester an ihr Herz.

Die Kranke setzte sich im Bette auf und verschlang diesen Anblick mit den Augen.

„Ihr seid gut, Madame, o so gut!" flüsterte sie. „Ihr werdet mein Kind nicht verlassen, wenn ich fort müßte . . . . nicht wahr? Ich werde leichter sterben, wenn ich Eure Zusage habe."

Margot stieß Fanchon heimlich mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit an, um ein — bei einer erst fünfundzwanzigjährigen Frau ziemlich folgenschweres — Versprechen hintanzuhalten. Allein sie kam mit ihrer wohlmeinenden Mahnung zu spät. Mit dem einen Arm das Kind umschließend, erhob Fanchon die andere Hand gegen den Himmel und sprach mit einem Ausdrucke in den Gesichtszügen, welcher auch das Herz der besorgtesten Mutter zu beruhigen im Stande gewesen wäre:

„Wenn Ihr sterben solltet, Dolores, dann soll Euer Kind das meine sein!"

Ueber die bleichen, eingefallenen Wangen der Kranken flog ein flüchtiges Roth und gab ihr für einen Augenblick ihre eingebüßte Schönheit wieder. Doch nur für einen Augenblick. Mit einem schmerzlichen Seufzer sank die Kranke wieder in ihre Kissen zurück.

Mutter Margot begleitete Fanchon vor die Thür.

„Nehmt die Tochter des Hausmeisters mit Euch, Fanchon," sagte sie leise, damit das nervös geschärfte Ohr der Kranken sie nicht vernehme, „ich kann Euch heute Abend nicht geleiten. Ich bleibe die Nacht über hier. Ich fürchte, ihre Erlösung ist der Armen näher, als sie glaubt."

In Fanchons Herzen kämpfte das Gefühl des Mitleids mit einer bei der sanften Frau fast unbegreiflichen, dämonischen Anwandlung selbstsüchtiger Freude, welche sich nur durch einen Blitz ihres sonst so ruhig blickenden, dunkeln Auges verrieth.

„Wenn es geschehen sollte, ist Adrienne mein!" Sie sprach es mit fliegendem Athem.

Margot gab keine Antwort. Diese Wendung der Dinge sagte ihrem gesunden Sinne nicht zu. Kopfschüttelnd kehrte sie zu Dolores zurück, welche sich fiebernd auf ihrem armseligen Lager hin und her warf. Bald stellte sich bei der Kranken das Delirium ein, in welchem vergangenes Glück und verrathene Liebe, sowie der furchtbare Sturz, welcher sie an den Rand des Grabes gebracht, eine Hauptrolle zu spielen bestimmt waren.

Drittes Capitel.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit, wenn sie sich als Zukunftsbild vor unserem Blicke ausdehnen — zurückgelegt schrumpfen sie zu einem Nichts zusammen. Nichts läßt übrigens den Gang der Zeit unhörbarer vorüberrauschen, als ein regelmäßiges, einfach sich von Tag zu Tag gleichmäßig wiederholendes Leben. Zehn Jahre sind nahezu spurlos über Fanchon Bonterre's Haupt dahingezogen. Etwas voller ist sie geworden und sehr zufrieden sieht sie aus, seit sie die Erbschaft von Dolores übernommen.

Die kleine Adrienne zählt nun zwölf Jahre. Sie ist für ihr Alter groß und entwickelt und wunderbar schön. Im Viertel unter den andern Kindern heißt sie das Zigeunermädchen ihrer schwarzen Haare und dunkeln Augen, sowie des gelben Schimmers wegen, der ihren Teint vergoldet, und welchen der triviale Geschmack ihrer Altersgenossen nicht zu würdigen versteht. Fanchon hat, um sie all' den Neckereien der anderen Schulkinder zu entziehen, sich bereits vor mehr als einem Jahre entschlossen, ihr Pflegekind einer theuern, vornehmen Pension zu übergeben, so schwer ihr selbst auch die Trennung geworden ist.

In der Pension ist Adrienne die Erste. Nicht so sehr aus Fleiß, als aus Ehrgeiz. Sie möchte etwas Besonderes sein. Die banale Auszeichnung, nur „die Schönste" zu sein, genügt dem seltsamen Kinde nicht. Fanchon ist halb erschreckt, halb entzückt von all' dem Wissen, das sich nach und nach in dem kleinen Mädchenkopfe aufgespeichert hat, und von welchem Adrienne hie und da ihrer Pflegemutter ein paar Brocken mit nachlässiger Grazie zuwirft, welche diese gierig auffließt. Auch Mutter Margot, welche nach wie vor die gute Freundin des Hauses geblieben, muß an den erstaunlichen Fortschritten Adriennes Antheil nehmen. Sie räth hier und da Fanchon zu etwas Vernünftigem, welches jedoch selten angenommen wird.

So räth Mutter Margot, Adrienne's fähigen Kopf zu dem einer tüchtigen Rechenmeisterinkauszubilden, wodurch sie dereinst ihrer Pflegemutter eine verläßliche Stütze im Geschäft werden könne. Denn Fanchon führt ihr Geschäft, als des seligen Bonterre Wittwe unverdrossen weiter seit dem Tode ihres Mannes, da dasselbe eine „Goldgrube" ist, und ihre Auslagen, das Budget ihres sonst einfachen Hausstandes, sich vergrößert haben.

Adrienne's Erziehung verursachte bedeutende Auslagen, und auch verschiedene Verfeinerungen des täglichen Lebens brachte Adrienne aus ihrer Pension mit nach Hause. Selbst Fanchon's bürgerliche Toilette mußte sich gewissen, zeitgemäßen Aenderungen anbequemen, um den Anforderungen jener Gesellschaftskreise zu genügen, aus welchen sich die Zöglinge der Pension recrutirten.

Mutter Margot hatte gegen die Erziehung Adrienne's — als Vertreterin gesunden Menschenverstandes — in einer vornehmen Pension protestirt. Sie glaubte ein Mädchen zu Hause unter dem schützenden Auge der Mutter am besten aufgehoben. Allein Fanchon, welche die Liebe zu ihrem Pflegekinde scharfsichtig gegen die Lücken ihrer eigenen Bildung machte, wollte den Segen der Bildung, wie jeden anderen Segen des Lebens auf das Haupt ihres Lieblings niederlegen.

Eines Sonntags Abends war Mutter Margot zu Besuch gekommen, um auch Adrienne zu sehen, welche diesen freien Tag stets bei Mama Fanchon zubrachte. Seit jeher hatte das Pflegekind ihr den Mutternamen beigelegt, nun verwandelte das junge Mädchen denselben, dem Beispiel ihrer vornehmen Mitschülerinnen in der Pension folgend, in das anmuthigere, kosendere „Mama".

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.